

Kinder der Seele [Fortsetzung]

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

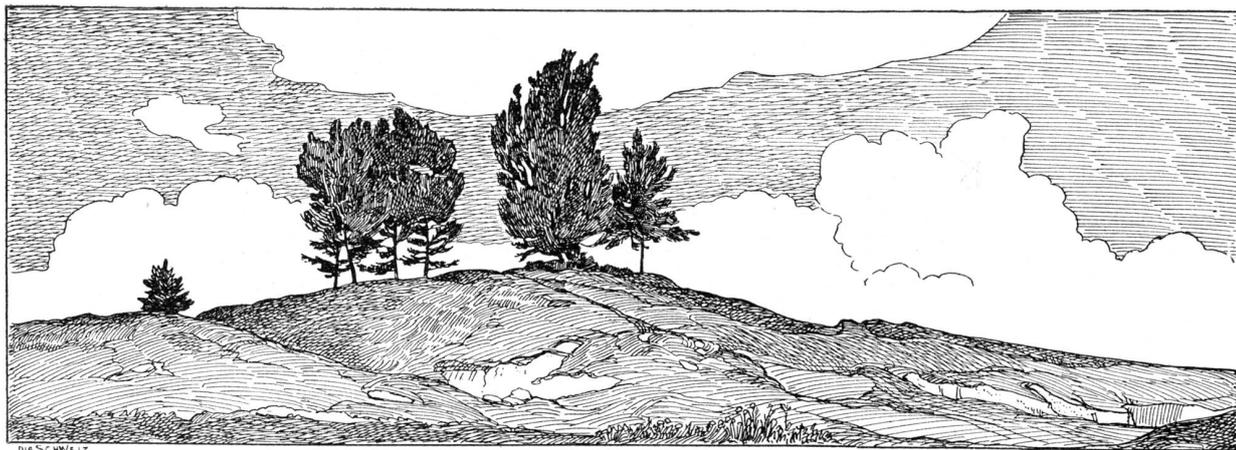
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575154>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



DIESCHWEIZ
15336.

✻ Kinder der Seele ✻

Roman von Irma Goeringer, Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Dr. Giese und Frau Selma waren zu Hildes Verwunderung ganz ihrer Ansicht. Sie hatte gefürchtet, daß Selmas Eitelkeit sich durch die frühe Verlobung ihrer Tochter zu sehr geschmeichelt fühlen würde, um auf eine Verzögerung einzugehen.

Aber Giese vertrat als Arzt den Standpunkt: der Mensch muß reif sein zur Ehe, und Lona war noch sehr unentwickelt. Bei Selma überwand der Schmerz, auch noch das letzte Kind herzugeben, die Versuchung der Eitelkeit.

Gerhard und Lona fügten sich in alles. Sie waren froh, daß man ihre Liebe nicht hinderte, und wollten geduldig warten.

Nur Heinrich Hartwiger war nicht zufrieden. Er redete seinem Onkel zu, um Veretzung in das Artillerieregiment nach Mainz einzukommen. Dann konnte er öfters Sonntags nach Wiesbaden fahren und in näherer Verbindung mit seiner Braut bleiben.

Gerhard sprach sofort mit seinem Obersten, und der machte ihm Hoffnung auf Gewährung des Wunsches.

Am letzten Sonntag ihres Großwerdener Aufenthaltes brachte Gerhard seiner Braut diese Freudenbotschaft. Lona jubelte laut und fiel ihrem Liebsten glücklich um den Hals.

Heinrich Hartwiger schaute sehr zufrieden drein und schnitt seiner Tochter eine triumphierende Grimasse, die sie mit einem frohen Lächeln erwiderte.

Am Abend saß man im Esszimmer und plauderte; denn es regnete, und der gewohnte Spaziergang beim matten Licht der Sterne mußte unterbleiben. Die Damen stieckten, und die Herren rauchten.

„Schätzli, kannst du nicht etwas spielen oder singen? Das wäre so nett!“ bat Gerhard.

Lona lachte: „Ach, Herzlieb, da kommst du bei mir an die unrechte Adresse! Meine musikalischen Talente sind so gering, daß ich die Lehrer und mich mit ihrer Ausbildung verschonen wollte. Ich bin gänzlich talentlos, kann weder ‚Das Gebet einer Jungfrau‘ spielen noch Porzellan malen.“

„Aber, Kleines, ich sah doch mal in einem Pensionszeugnis von dir neben der Rubrik Kunstübung ein ruhmreiches ‚Sehr gut!‘“

„Das war für Deklamation. Irgendetwas mußte jede treiben, und die gänzlich Untalentierten wurden in die Deklamationsabteilung gesteckt. Wenn du davon was hören willst . . . Aber ich sag's gleich: Das Lustige bring ich nicht fertig!“

„Na, dann was Ernstes, wenn's nur überhaupt was ist!“

Lona stand auf und suchte sich einen geeigneten Standort. Die andern drehten ihre Stühle und schauten gespannt auf das junge Mädchen, dessen helle Gestalt sich von dem Hintergrund einer dunkeln Portiäre weich und biegsam abhob.

„Ich will etwas ganz Einfaches sprechen, die Ballade, für die ich dann das ‚Recht gut‘ im Zeugnis bekam,“ sagte Lona und begann mit ihrer herben, aber vollen Mädchenstimme die schlichte Erzählung vom „Glockengießer zu Breslau“.

Der letzte Vers war verklungen, Hartwiger, Vater und Sohn, klatzten begeistert, Frau Elisabeth trocknete heimlich die Augen, und Gerhard küßte seine Braut unter zärtlichen Schmeichelworten.

Hilde sagte nichts. Ihr Auge sah starr geradeaus, und um ihren Mund zog sich ein feiner, scharfer Schmerzszug.

„Wollt ihr noch mehr?“ rief Lona vergnügt über ihren Erfolg.

Da wandte sich Hilde ihr zu:

„Mein Herzenskind, sprich uns das, was dir unter allem das Liebste ist!“

„Ach, Tantchen mein, das mag ich nicht. Das ist zu schwer. Ich sag's mir nur manchmal vor, wenn ich ganz allein bin.“

„Wir verlangen ja keine Kunstleistung. Ich möchte nur wissen, wie deine Stimme klingt, wenn dir etwas so recht am Herzen liegt. Bitte, mein Kind!“

„Nun denn!“ Lona richtete sich höher auf. Ihre Augen leuchteten, ihr ganzer junger Körper reckte sich wie

emporgezogen von einer großen Begeisterung. Schillers herrliche Verse schienen an Klangschönheit zu gewinnen und der Inhalt des ersten Jungfraumonologes an rührender Bedeutung. Die Ekstase der Schlußworte ergriff die kritischen und unkritischen Zuhörer so sehr, daß niemand sprechen mochte. Lona selbst stand unbeweglich, als lausche sie dem Nachhall ihrer eigenen Bewegung. Dann machte sich Heinz zuerst Luft.

„Donnerwetter, Lona! Das hätte ich mir nie zgetraut, daß ich mir mal so 'ne Nichte erringen würde! Mäd'el, du solltest zur Bühne gehen!“

„Neb' kein Blech!“ fuhr Hartwiger seinen Sohn an, und Gerhard lachte spöttisch:

„Das wäre reizend! Ich stell' mir die Säulenanschläge vor: Johanna — Frau Hauptmann Lona Mainer. Ein netter Beruf für 'ne deutsche Offiziersfrau! Ja, wenn Lona ein armes Ding wäre, aus irgend 'ner mediokren Familie, dann könnte sie Karriere machen. Alle Achtung! Gottlob, daß sie's nicht nötig hat! Wir wissen uns was Besseres, gell, meine süße Kleine?“

Leidenschaftlich preßte er die zarte Gestalt an sich.

Doch Lona machte sich sofort los, als Hilde leise fragte: „Möchtest du nicht deinen deklamatorischen Unterricht fortsetzen, Kind? Ich kenne Fräulein Hansen, die Tragödin unseres Theaters, sie gibt Privatunterricht.“

„Aber, Mama,“ — Gerhard fuhr fast zornig auf — „ich kann doch Lona nicht bei einer Komödiantin aus- und eingehen lassen!“

„Fräulein Hansen ist durchaus Dame, lieber Gerhard. Sie stammt aus bester Familie, und die Tochter des Regierungspräsidenten nimmt ebenfalls Unterricht bei ihr, da das Deklamieren von jungen Damen in unserer Gesellschaft augenblicklich sehr *comme il faut*, ja mehr, sogar *chic* ist.“



Gasse in Schuls (Unterengadin). Nach Federzeichnung von Jakob Billiter, Basel.

Lona schaute betroffen auf; so ironisch sprach doch Tante Hilde sonst nicht. War sie unzufrieden?

„So, so, wenn die Dinge so liegen,“ — Gerhard fand die Idee jetzt ganz nett — „so mag Lona zu der Dame gehen, wenn sie Lust hat. Ich erlaube es ihr.“

„Was?“ Nun war es an Lona aufzufahren. „Was sagst du? Du erlaubst es mir? Wie kommst du dazu, mir etwas zu erlauben? Die Eltern haben zu erlauben, weil sie älter sind und mich erzogen haben und verantwortlich sind für mich. Aber du?“

„Liebe Lona,“ — Gerhard blieb ruhig; er wußte, daß ihm jeder vernünftige Mensch zustimmen mußte und daß er nur aussprach, was seit undenklichen Zeiten Männerrecht war — „Liebe Lona, das verstehst du nicht. Sobald ich dir meinen Namen gebe, übernehme ich das Recht der Verantwortung für dich von deinen Eltern. Ich trete für dich ein, ich schütze dich, und du gibst mir dafür deine Liebe und deinen Gehorsam. Ich bin dein Vormund, sobald ich dein Mann bin.“

„Und ich?“ — Lona sah hilflos umher — „Und ich, was bin ich?“

„Mein süßes Weib!“ Er wollte sie in seine Arme schließen; aber sie wehrte ihn ab. „Erst sag' noch eins! Wenn ich nun meine Eltern nicht mehr hätte und mündig wäre, wer hat dann das Recht, von mir Gehorsam zu fordern?“

„Niemand, mein Kind, wenn du dich nicht verheiratest.“

„Wenn ich nun, sagen wir mal, fünf Jahre ganz allein gewesen wäre, ohne Eltern, ohne Mann, und in all den Jahren hätte ich die Verantwortung für mich allein gehabt, und dann würde ich heiraten, so wäre es plötzlich aus mit meiner Freiheit, und ich müßte wieder wie ein kleines Kind um Erlaubnis bitten, mir Dinge gestattet oder versagen lassen?“

„Ja, mein Schatz.“

Lona zitterte wie in den Tagen ihres jähen Kinderzornes: „Wer gibt euch denn ein Recht dazu?“

„Das Gesetz,“ erwiderte Gerhard mit der selbstbewußten Würde des Mannes, der seiner guten Sache sicher ist.

„Und“ — das Mädchen bäumte sich wie ein mißhandeltes Tier — „was gebt ihr uns denn als Entgelt für den Raub an unserer Freiheit?“

„Die Liebe,“ rief Gerhard, ergriff die Hände seiner Braut und zwang sie zu sich. Sie ließ es geschehen. Das Wort hatte ihre Kraft gebrochen.

„Die Liebe,“ wiederholte sie tonlos.

„Die Liebe!“

Dann riß sie sich plötzlich los, warf sich vor Hilde auf die Knie, wühlte den Kopf in ihren Schoß und murmelte mit einem kleinen, bangen, hilfseflehenden Stimmchen: „Tantchen mein, Tantchen mein, sag', daß es nicht wahr ist!“

Die andern waren aus dem Zimmer geschlichen, diskret, taktvoll. Auch Gerhard ging auf der Mutter Wink.

Als die Frauen allein waren, beugte

sich Hilbe über das Mädchen und erzählte ihm mit leiser, weicher Stimme von den vielen schweren Pflichten des Weibes und von seinen wenigen Rechten, an deren jedem wieder eine gewichtige Pflicht hing.

Lona hörte zu, dumpf und matt. Sie fühlte, da war etwas so Drückendes, so Wuchtiges, daß sie allein mit ihren schwachen Schultern sich nicht dagegen stemmen konnte. Sie würde es wohl dulden müssen, wie alle es geduldet hatten und duldeten.

Als Lona an diesem Abend gute Nacht wünschte, verhöhnte sie sich mit Gerhard, der ihr zärtlich entgegenkam. Man sprach noch eine Weile miteinander, und der Friede schien wieder hergestellt.

Lona konnte lange nicht schlafen. In ihrer Brust lastete es wie ein schwerer Stein, so unbeweglich, so hoffnungslos. Der Freudigkeit ihrer Liebe hatte man die Wurzeln abgeschnitten. Nun starb die ab, langsam, langsam: man sah es nicht; aber es tat weh.

* * *

Als Hilbe am andern Tag mit Lona und Gerhard abreiste, sah Heinrich Hartwiger dem davonrollenden Wagen sorgenvoll nach. Da trat seine Frau zu ihm und faßte seine Hand.

„Glaubst du, daß die beiden glücklich miteinander werden?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht, Heinrich. Wer kann das überhaupt sagen? Glück in der Ehe ist ein Geschenk Gottes. Auf ihn muß man hoffen; wir Menschen tasten ja alle im Dunkeln. Nur er hat das Licht.“

Heinrich Hartwiger war nicht fromm. Aber das unerhörliche Gottvertrauen seiner Frau wurde auch ihm manchmal zu einer trostreichen Stütze. Vielleicht hatte sie recht, und dann war es unnötig, sich Sorgen zu machen.

Jedenfalls freute er sich der Gewißheit, daß sein junger Sohn ein schlichter, klarer Mensch war, gut, aber nicht weichlich. Der würde sich einmal nicht die Seele wund reiben an den tausend Kanten des Lebens, die doch niemand abschleifen konnte. Mit ruhigerem Gemüt wandte er sich der Arbeit zu, die auf ihn wartete. „Tag für Tag redlich seine Pflicht tun,“ dachte er, „das ist auch eine Art, mit dem Leben fertig zu werden.“

Aufrecht schritt er dahin, kräftig, zuverlässig und ehrwürdig, wie der Boden, den er bebaute — der rechte Mann am rechten Platz.

VII.

Hilbe ging mit Lona zu Fräulein Hansen. Sie bezahlte die Stunden für ihre künftige Schwiegertochter, da Frau Selma sich geweigert hatte, noch mehr Geld zu Lonas Bildung auszuwerfen, „jetzt, da sie doch verlobt war“.



Gasse in Schuls (Unterengadin). Nach Federzeichnung von Jakob Billleter, Basel.

Daraufhin sprach Hilbe mit Dr. Frei:

„Ich halte es für meine Pflicht, dem Kind diese Ausbildung zu ermöglichen. Ich würde keine Ruhe haben, wenn . . .“

„So tun Sie es!“ riet Dr. Frei. „Sie sind sich ja über die eventuellen Folgen klar, und nichts ist beschwerlicher für ein empfindsames Gewissen als eine Unterlassungssünde. Ich werde mit Fräulein Hansen sprechen, wenn Sie es wünschen.“

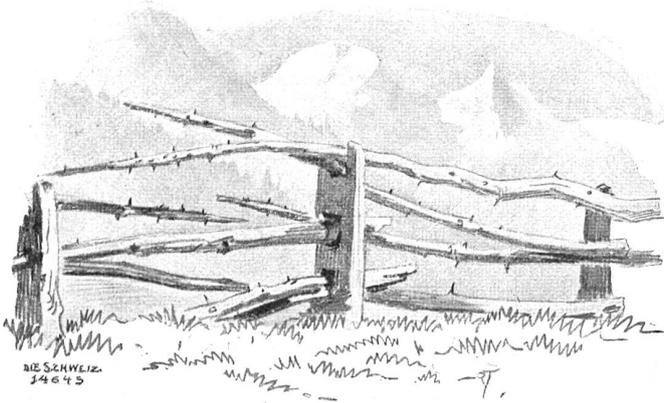
Nach ein paar Tagen war alles geregelt. Die Schauspielerin erklärte sich bereit, den Unterricht zu übernehmen, und bestellte die Damen auf eine Mittagsstunde zur ersten Unterredung.

Lona schlug das Herz. Wenn sie allein gewesen wäre, so würde sie vor dem Hause umgekehrt sein. Aber Hilbe faßte ihre Hand, zog sie durch ihren Arm und klopfte ohne Zögern an eine Tür im ersten Stockwerk. Auf einer angehefteten Visitenkarte stand der Name Grifa Hansen.

Fräulein Hansen war weder jung noch besonders hübsch. Ihr kluges, sympathisches Gesicht wirkte in der Nähe sogar fast grob. Aber Lona hatte sie auf der Bühne gesehen, und Hilbe lehrte sie die sichere Technik und die feine Auffassung der Künstlerin verstehen. So erschien sie Lona wie eine Priesterin der Schönheit auch im einfach schwarzen Kleid und in einem Zimmer, das mit seiner geschmacklosen Mietgarnitur nichts weniger als einem Tempel gleichsah.

Fräulein Hansen sprach sofort lebhaft mit Hilbe, ohne scheinbar auf Lona, nachdem man sich freundlich begrüßt hatte, zu achten.

„Wie ich höre,“ sagte Fräulein Hansen, „ist die junge Dame die Braut Ihres Herrn Sohnes, gnädige Frau. Herr Rainer ist Offizier, nicht wahr? Da wird es sich also wohl nur um einen kleinen Deklamations-



Hag im Wallis. Nach Bleistiftzeichnung von Jakob Billéter, Basel.

unterricht handeln. Dieser neue Sport ist ja jetzt recht beliebt."

"Ach, Tantchen!" rief Lona.

Hilbe wandte sich lächelnd um: "Sei ruhig, mein Herz! Fräulein Hansen kann unmöglich wissen, daß wir viel zu hoch von ihrer Kunst denken, um sie für eine Dilettantenliebhaberei in Anspruch zu nehmen."

"Ja, aber..." — Erika Hansen sah sehr erstaunt aus — "Wünschen Sie denn, daß ich Fräulein Giese unterrichte wie eine Schauspielnovize? Das sind sehr ernste und sehr mühselige Studien; besonders der Anfang verlangt viel Ausdauer, und er wird gewöhnlich nur von solchen ertragen, denen das Talent Mut gibt. Wollen Sie diese Plage auf sich nehmen ohne tiefern Zweck? Denn bei Ihnen ist es ja ausgeschlossen, daß Sie zur Bühne gehen!"

"Verzeihen Sie, wenn ich Sie trotzdem erjuche, Fräulein Giese aufs gründlichste zu unterrichten!" bat Hilbe. "Ich selbst bin im Gesang vollkommen ausgebildet und habe nie öffentlich gesungen. Aber das Gefühl war mir stets wertvoll, daß meiner Leistung nichts Dilettantisches anhaftete, daß ich ein Recht hatte auf den Namen einer Künstlerin."

"Das verstehe ich. Aber es bleibt immerhin ein großer Unterschied zwischen Musik und Schauspielkunst. Singen können Sie in jedem Zimmer und auch im kleinen Kreise dankbare und verständnisvolle Zuhörer finden. In Fräulein Gieses Zukunft jedoch, zumal sie durch ihre Heirat in eine Gesellschaft eintritt..."

"Liebes Fräulein, entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche," rief Hilbe; "ich glaube, daß Fräulein Giese eine starke Begabung besitzt, und ich halte es für unbedingt richtig, in der Kunst nichts halb zu tun. Ob sie zum Theater geht oder nicht, ist in diesem Fall gleichgültig. Sie soll ihre Stimme bilden und lernen, soviel sie zu lernen vermag. Ich finde, das ist man dem Talent schuldig, das einem die Natur verliehen hat."

"Wenn Sie so denken, gnädige Frau," — Erika Hansen sprach sehr herzlich — "so will ich's gerne wagen."

"Wollen Sie mir eine kleine Probe geben, Fräulein Giese? Jrgendetwas, nur ein paar Verse!"

Lona, unsicher und bebend, begann den Jungfraumonolog. Fräulein Hansen hörte aufmerksam zu. Dann ergriff sie Lonas Hand und drückte sie auf einen Stuhl:

"Sie müssen sitzen, mein Kind, die Beinchen zittern gewiß. Nun, ich denke, daß Sie schon ein hübsches

Material haben. Was sich daraus machen läßt, wird die Zeit lehren. Ihre Stimme ist klangvoll und scheint zu tragen. Auffassung und Temperament ist ebenfalls da, soviel ich jetzt beurteilen kann. Freilich, wie weit es reicht, werden wir erst mit der Zeit sehen. Einstweilen beginnen wir mit sehr langweiligen Übungen, mit Körpergymnastik und Atemtechnik. Wir müssen gehen lernen, ehe wir ans Tanzen denken dürfen. Vier Unterrichtsstunden wöchentlich... Ist Ihnen das recht?"

Hilbe sagte für Lona zu, und man setzte die Tage fest. Die Künstlerin schüttelte den Damen die Hand und hob dann mit dem Finger Lonas Kinn. Die dunkeln Mädchenaugen schauten so ernst begeistert zu ihr auf und ihr Ausdruck sprach so berebt, daß sich Erika Hansen mit einer impulsiven Bewegung niederbeugte und die klare Stirne küßte.

Wie in einem Traum schritt Lona auf dem Heimweg neben Hilbe. Beide sprachen wenig; aber vor dem Mairerschen Hause im Schutz des kleinen Gartens fiel sie der treuen Helferin um den Hals: "Ich will ja so fleißig sein, Tantchen mein, du sollst deine Freude an mir haben!"

* * *

Kurz vor Weihnachten kam Rudolf Werner auf vierzehn Tage nach Wiesbaden. Seine Eltern, die ihn vier Jahre lang nicht gesehen, erkannten ihn kaum.

Breit und fest gebaut, auf der Oberlippe einen dunkeln, etwas struppigen Schnurrbart, der sich wie ein ungepflegtes Buschwerk unter der feinen Nase breit machte, stand er vor ihnen.

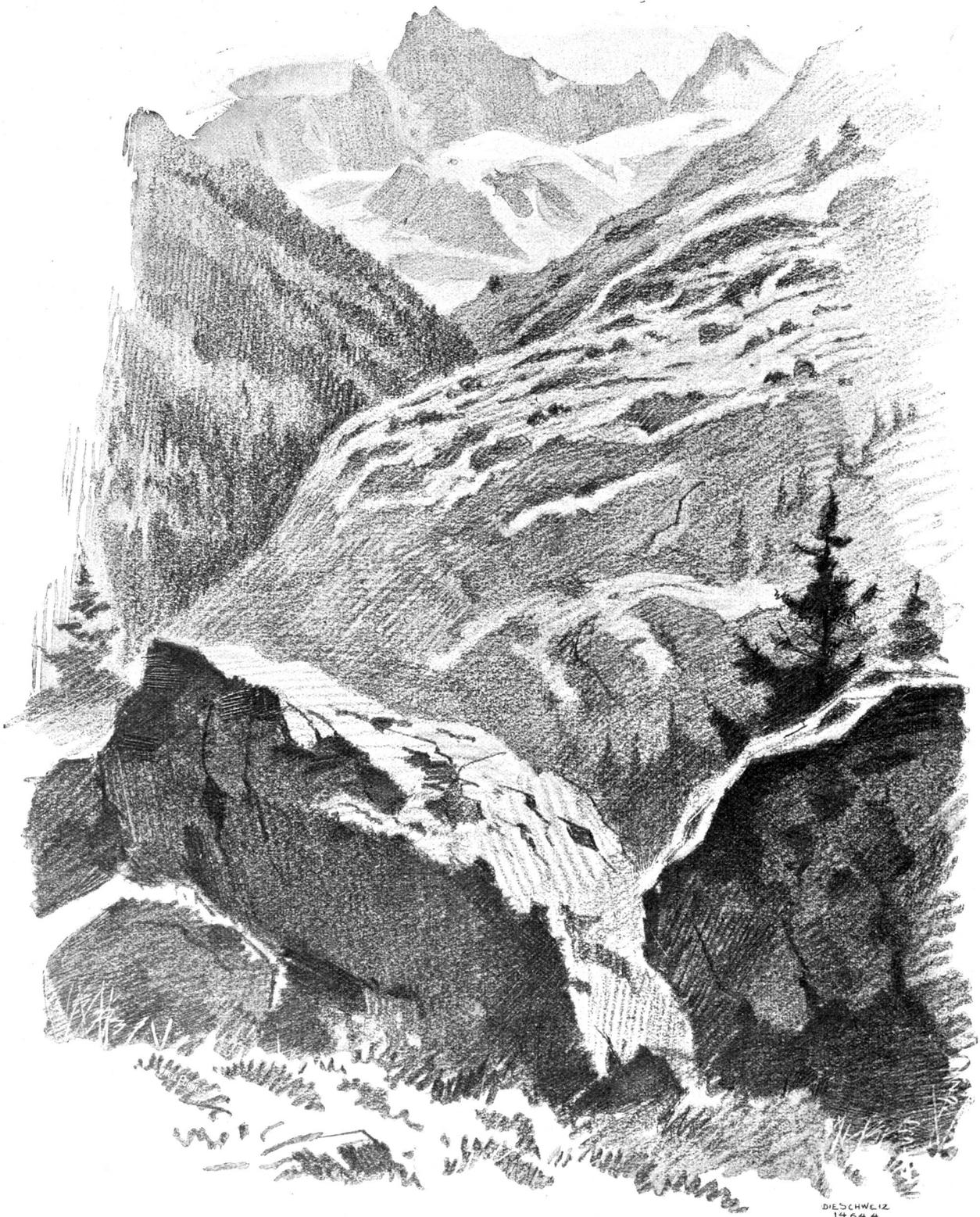
"Sieh mich an!" befahl Frau Mai, nicht so gelassen sicher wie sonst. Dann aber, als die braunen Augen klug und zuverlässig wie früher ihrem forschenden Blick begegneten, schloß sie den Sohn noch einmal an ihre Brust, und es dauerte eine Weile, bis sie ihn losließ.

Dr. Werner zog ihn sofort in sein Studierzimmer. Es begann ein scharfes Examen über viele theoretische Fragen, die Rudolf vorsichtig geschickt beantwortete. Er wollte Frieden haben in diesen zwei kurzen Wochen, und darum war es gut, wenn der Vater nicht erfuhr, wie weit sich die Ansichten des Sohnes unter dem Einfluß der Schweizerluft von denen des alten Nassauers entfernt hatten.

Ein neues Buch brachte er mit, und er wußte, daß in seiner Poesie, die er frei hielt von jeder Tendenz, keiner ihn besser verstand als der Vater. Das andere machte er mit sich allein ab.

"Weißt du," sagte er zu Hilbe, vor der sofort jede Schranke fiel, "ich habe viel gesehen und viel gelernt. Besonders das eine: Predige nicht tauben Ohren! Wollte ich Vater von dem Freiheitsideal erzählen, das in meiner Brust lebt, er würde mich als Aufrührer und Zerstörer verstoßen. Ich oder meine Sache können nie etwas bei ihm ausrichten. Stell' mich vor junge Menschen, die suchen und forschen, so will ich ihnen davon erzählen, wie ich die Welt ansehe. Vielleicht gewinne ich dabei Freunde und sie eine Hilfe. Das hat Sinn. Aber das Streiten zwischen zwei fest eingewachsenen Weltanschauungen, die jeder der Kämpfenden auch lebt, halte ich für nutzlose Kraftvergeudung. So jung bin ich nicht mehr, daß ich dabei mitspiele."

"Kannst du mir, die ich weder ein Mann noch eine



DIESCHWEIZ
14644

Zinalrothorn und Hohllochgletscher (ob Täsch im Zermattetal).
Nach Bleistiftzeichnung von Jakob Billietz, Basel.

Partei bin, nicht ganz kurz sagen, was deine Lebensanschauung ist?"

„Doch, Tante Hilbe. Nur muß ich dir gelegentlich den kurzen Grundriß ausbauen, wenn du mich ganz verstehen sollst. Kurz, wie du es willst, kann ich nur sagen: Mein Streben ist, der Menschheit zu helfen, daß sie zufriedener und damit froher werde. Und da ich nicht die ganze Erde umfassen kann, da tausend heute noch notwendige Einrichtungen und Gesetze mir entgegenstehen, fange ich eben im Kleinen an. Ich versuche, den Menschen, die mir persönlich in den Weg kommen, zu helfen, sie klar zu machen über sich selbst und ihnen dann, wenn sie meinen Rat und Tat gebrauchen, beizustehen. Unmögliches muß man natürlich nicht verlangen; aber es gibt so viel Möglichen, das nur an zwei Klippen scheitert: an der Trägheit und an der Mutlosigkeit. Ich versuche es, den Menschen Selbstvertrauen und eine

Arbeit zu geben, die ihnen Befriedigung schenkt, und den meisten ist damit geholfen. Ich glaube, es würde viel weniger Unglückliche geben, wenn jeder von den Kräften wüßte, die in ihm liegen, und wenn er sie dann ausnützen wollte. Verstehst du mich, liebes Tantchen?"

„Ja, ich weiß wenigstens, was du erstrebst, mein Junge.“ Hilbe schaute nachdenklich vor sich hin. Dann nahm sie, nach Frauenart praktisch auf das Nächste gerichtet, aus dem Allgemeinen das Besondere und erzählte dem Mann, der so gerne helfen wollte, von Gerhards und Lona.

„Du hast das Rechte getan, Seelenmütterlein,“ sagte Rudolf bewegt. „Wie es ausgeht, liegt nicht bei dir. Das Schicksal läßt sich wohl ein paar Fäden aus der Hand nehmen; aber am Ende schlägt es doch selber das Gewebe. Möchtest nur du nicht zu leiden haben!“

(Fortsetzung folgt).

Im Gymnasium.

Plauderei von Dr. Eugen Ziegler, Lenzburg.

Nachdruck verboten.

(Schluß).

Das Buch wird so gut, wie manches andere der französischen Literaturgeschichte, seiner Zeit angehören können. Für uns Schweizer alle kann es ein guter, lieber, lauschiger Winkel und Freund werden. Dem näher gezogenen Kreis der welschen Schweiz wird es noch mehr bedeuten können. Vor allem sein und bleiben wird es doch ein genferisches Buch. Es scheint doch wohl in erster Linie von dem Genfer für seine Genfer geschrieben zu sein. Genf heißt sein A und sein D. Man muß sich schon fast nach Genf versetzen, wenn man es eingehendst und ganz würdigen, verstehen, genießen — warum nicht sagen — erleben will.

So wird auch nur dem Privilegierten, der durch Studien- oder sonst längeren Aufenthalt in der Stadt heimisch geworden und etwa mit ihr verwachsen ist, der Reichtum an Stimmung sein Alles sagen, der die einführende Charakteristik des ehrwürdigen Gebäudes mit seiner Silhouette und seinen Intimitäten erfüllt.

Wir sehen uns soeben in die Versuchung geraten, die einem bei jedem reichen Buch bedroht, die Versuchung, es zu schildern. Und das Schildernwollen kommt in all seiner Unzulänglichkeit und seinem Verstummen so leicht aufs Plündern hinaus. Wir wollen uns beschränken, auf der oder jener Seite, bei dem oder jenem Gedanken, seiner Schönheit oder auch seiner Anregung verweilen.

Dies und jenes und wohl vieles entgeht uns auch so. Der Erdgeruch der Sprache, der Sprache der Schule und des bodenwüchsig genferischen. Es würden sich wohl da und dort die eigenen heimatlichen Sonderausdrücke einstellen, die ein Äquivalent ergeben und mit denjenigen Stimmungszügen, die weniger das Lokale als das Cadet jenes Schul- und Lebensalters überhaupt haben, jenen schattenbelebenden Zauber der Erinnerung an die eigene Gymnasialzeit heraufholen, der mit seiner bescheidenen Wehmut einen der Hauptreize und eine der sprechendsten Eigenheiten dieses Buches ausmacht.

Wir haben mit dem Kleinen seine Kinderjahre vor und in der Schule, wir haben damit so ziemlich die eigenen durchgegangen. Blaise ist zwölf Jahre alt, und der Morgen kommt, da ihn sein Vater an der Hand die ehrwürdige Gasse zum ehrwürdigen Hügel hinaufführt. Angst vor dem dumpf geahnten Kommenden erfüllt das Kind. Tief bis ins Innerste bewegt ist das Kind. Tief bis ins Innerste bewegt ist der Vater; es sieht es wohl, es sieht es an seinem Schweigen. Er sieht sich selbst als Kind an einem Tag wie heute seine zitternde Hand in der seines Vaters die Gasse hinaufsteigen. So zittert jetzt in der feintigen seines Bubens Hand. Am Abend vorher hat er ihn von den Seifenblasen und dem Schwesterchen weggeholt, aufs Knie genommen und ihm eine Rede gehalten — die allein genügen würde, dem Buche eine gewisse Klassizität zu verleihen.

„Blaise, du kommst morgen ins Collège. Das ist ein Tag

deines Lebens und ein Datum deiner Geschichte! Damit du darüber nachdenkst und damit du verstehst, will ich mit dir reden. Hör', was ich dir zu sagen habe . . . Blaise, mein Kind, du kommst ins Collège, wo ich gewesen bin, wo dein Großvater gewesen ist, wo die Mehrzahl der Unseren, die heute tot sind, gewesen sind. Das Collège ist ein verehrungswürdiges Denkmal und eine edle Einrichtung deines Landes, dessen Geschichte ich dir einmal erzählen werde. Es ist von dem Reformator Calvin gegründet worden und hat uns einigen Ruf gemacht. Alle, die in Genf einen Namen erwarben, ein Werk geschaffen, durch ihre Gaben gegläntzt, durch ihr Wissen oder ihren Glauben, sind aufgewachsen, haben gespielt in den Mauern die sich öffnen, um dich aufzunehmen . . . Dein Leben, bis jetzt vereinzelt, bereitet sich vor, sich mit dem gemeinamen Leben zu vereinigen, sich anzuschließen an die jahrhundertalte Ueberlieferung und sie fortzusetzen. Die Handlung, die du ausführen wirst, ist mehr als eine Handlung des Schülers, ist schon fast eine Handlung des Bürgers. Es ist deine erste Handlung als Bürger. Wolle der Himmel, daß ihr viele andere folgten! . . . Stunde auf Stunde, Tag auf Tag wirst du im Collège sieben Jahre verbringen, die dir ewig vorkommen werden, die nur entscheidend sind. De classe en classe, tu feras lentement le tour de ces belles humanités inutiles, qui sont encore le meilleur trésor inventé par les hommes pour se garder l'âme fleurie . . . Heut bist du noch ein kleiner Knabe, der sich die Zeit mit Seifenblasen vertreibt; morgen abend bist du nicht mehr ganz der gleiche . . . Die Haltung, die du einnehmen wirst in dieser großen Schlacht, die das Leben heißt, hängt von der Geduld, dem Mut und der Anstrengung ab, die du von heute ab zu bezeugen hast. Schau, daß du Nutzen ziehst aus diesen Jahren! Sei von vornherein von ihrer Wichtigkeit überzeugt! Im Anfang vielleicht wirst du sie hart finden, später werden sie dir am köstlichsten von der Welt erscheinen . . . Im Collège wirst du manches lernen, was wir alle gelernt haben, und einiges, was ich vergessen habe. Du wirst ferner lernen, nie den Angeber zu machen, nie Verrat zu üben, schweigend zu tragen und zu zahlen als Unschuldiger für einen Schuldigen. Du wirst lernen à répondre à l'appel et à répondre de toi-même. Du wirst vor allem lernen, deine Aufgaben zu machen, was das sicherste Mittel ist zu lernen, wie man seine Aufgabe macht, ich meine die tägliche und Einzelaufgabe, die jeden von uns ruft, findet und beherrscht . . .“

Der Vater erzählt Blaise, wie verschieden an Art und Herkunft all seine Mitschüler sein werden. „Hab' sie alle gleich lieb! Sie sind deinesgleichen vor dem Lehrer, wie sie deinesgleichen sind vor dem Gesetz und vor Gott. Und von dieser Liebe, die euch alle vereinigen soll, von diesem gegenseitigen Verstehen und